

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag und Sonnabend. In-
sertionspreis: die Klein-
seite 10 Pf.

Abonnement
vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

N^o. 33.

31. Jahrgang.

Sonnabend, den 15. März

1884.

Auction.

Montag, den 17. März 1884, von Vormittags 9 Uhr ab kommen im Hause No. 50 in der Forststraße hier — 1 Treppe —
verschiedene Nachlassgegenstände, als Möbels zc.

zur öffentlichen Versteigerung.
Eibenstock, den 13. März 1884.

Kretzschmann.

Die französische Prinzenfrage.

Seit acht Tagen ist in Frankreich eine neue politische Frage aufgetaucht. Es ist dies die Prinzenfrage und beschäftigt man sich mit derselben trotz der wirtschaftlichen Misere zc. mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie eben nur dieser Nation eigen ist.

Bekanntlich hat der Direktor der allgemeinen Sicherheit, Monsieur Schnerb, vor Kurzem ein Zirkular an alle Präfekten erlassen, worin diese aufgefordert werden, eingehende Berichte über die vorhandenen royalistischen Organisationen, als da sind Vereine, Zeitungen und dergl., einzusenden. Allgemein betrachtet man dieses Rundschreiben als den Vorläufer zu einer umfassenden Maßregel gegen die orleanistischen Prinzen.

Welche Gründe hat die Regierung der Republik dazu? Während des ersten Jahrzehnt des Bestandes der Republik haben sich die Orleans jeglicher Agitation enthalten, die ihnen übel gebeutet werden konnte. Selbst als unter Mac Mahons Präsidentschaft ihre Sachen sehr günstig standen, haben sie sich zurückgehalten: Die fast reife Frucht schien ihnen damals in den Schoß fallen zu sollen, ohne daß sie den Baum zu schütteln nötig gehabt hätten. Ihre Hände blieben rein, — aber auch leer. Der Herzog von Amale, der Prinz von Joinville hatten in der Armee hohe Kommandostellen inne; die Offiziere waren ihnen ergeben. Das konnte werthvoll werden, wenn etwa in Paris Barrikaden gebaut wurden, um einem Könige den Einzug in den Louvre zu verwehren. Dazu kam es indessen nicht. Als Prinz Napoleon im Januar vorigen Jahres sein famoses Manifest an die Straßeneden von Paris schlug, da brauste der republikanische See auf und verlangte ein Opfer.

Dieses Opfer mußte die Familie Orleans bringen; sie verlor ihre Kommandostellen in der Armee. Damals wurden selbst unter den Republikanern Frankreich nicht wenige Stimmen laut, welche die über die orleanistischen Prinzen verhängte Maßregel ernstlich tabelten. Es fand sich auch kein ehrenhafter Mann, der als Minister diese Maßregel vertreten und durchführen wollte — aber ein Thibaudin fand sich dazu. Nachdem derselbe seine Aufgabe erfüllt hatte, schob man ihn wieder beiseite.

Inzwischen ist Graf Chambord gestorben und der Graf von Paris ist der Erbe der legitimistischen Thronansprüche geworden. Der Letzgenannte hat seitdem seine Zurückhaltung aufgegeben; er theilte den Tod des Grafen Chambord offiziell den europäischen Fürstenthümern mit; er erließ Rundschreiben an seine Getreuen; die orleanistischen Zeitungen veröffentlichten förmliche Kriegspläne für das weitere Vorgehen der Royalisten gegen die Republik.

Die französische Regierung kann dem gegenüber unmöglich die Augen verschließen. Sie sammelt jetzt das Material, auf Grund dessen sie die Genehmigung der Deputirtenkammer zur Ausweisung der orleanistischen Prinzen aus Frankreich zu erlangen hofft. Aber weshalb gleich die Ausweisung? Hat das Land keine Gesetze, um sich gegen Umsturzbestrebungen zu sichern? So lange die Prinzen in Frankreich weilen, unterstehen ihre Handlungen den französischen Gesetzen und der Kontrolle der Behörden. Werden die Prinzen aber verbannt, so erscheinen sie als Märtyrer ihrer Sache und können zudem im Auslande viel ungenüßlicher für ihre Sache wirken.

Die Ausweisung der Prinzen wird zweifellos erfolgen; die radikalen Blätter haben sich der Sache mit einem Eifer angenommen, der geraden Wegs aufs Ziel losgeht, und auch gemäßigtere republikanische Blätter sind für die Ausweisung. Und in Frank-

reich ist die Presse eine Art Nebenregierung. Aber mit der Ausweisung der Prinzen würde sich die französische Regierung ein Schwächezeugniß ausstellen und nebenher noch einen Akt größerer politischer Unklugheit begehen, als es die Entfernung der Prinzen aus dem Heere war.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Das seiner Zeit mehrfach kursirende Gerücht, von der nicht voll in Kraft tretenden, zum 1. April d. J. befohlenen Schiebung der Truppen an unserer Ostgrenze, beruht auf nicht genauen Informationen. Die Vorbereitungen, welche die Militärverwaltung in den neuen Garnisonen traf, sind in keiner Weise inhibirt worden. Rußland kann um so weniger eine feindselige Demonstration in der Verstärkung unserer Ostgrenze erblicken, je mehr dieselbe durch die Lage der Dinge als durchaus naturgemäß betrachtet werden muß und die in Russisch-Polen stehenden russischen Truppen, selbst nach der bereits ins Werk gesetzten Dislocirung nach dem Innern des Czarenreichs, den unserigen noch immer, vornehmlich an Kavallerie, weit überlegen sind. Sollten eventuell noch Veränderungen eintreten, so dürften sich solche lediglich auf das Aufgeben einzelner kleiner Garnisonen beziehen. Das Einzige, was aufgegeben worden ist, besteht in der Rückhaltung anderweitiger Truppen, besonders mehrerer Kavallerie-Regimenter, in Folge der bündigen Erklärungen, welche Fürst Orloff in Friedrichsruh gegeben hat.

— Mit einer sehr wohlthätigen Einrichtung in der deutschen Armee ist der Anfang gemacht worden, nämlich mit der Errichtung von sog. Mannschafsbibliotheken. Sie ist hervorgegangen aus der Wahrnehmung, daß die Mannschaften in ihren freien Stunden ein starkes Bedürfniß geistiger Beschäftigung zeigen zur Erholung von den oft anstrengenden und oft einschränkenden Dienststunden. Um so willkommener kann man diese Einrichtung heißen, als bereits die Schmutz- und Schundliteratur vielfach Eingang in die Kasernen gefunden und andererseits die freie Zeit vielfach durch geistlose Alotria vertrödelte wird. — Die Bibliothek des Bataillons, von der hier die Rede ist, ist nach und nach bei Antiquaren und aus Lesecirceln und Leseeinstituten angekauft. Dieselbe umfaßt etwa 400 Bände. Der größeren Uebersicht halber ist sie in zwei Theile getheilt und sind dadurch zwei gesonderte Bibliotheken, für je zwei Compagnien eine, gebildet worden. Nach längeren Zeiträumen findet ein Austausch der Bücher statt. Das Ganze ist der Leitung eines Offiziers unterstellt. Einjährig-Freiwillige befassen sich mit der Herausgabe der Bücher. Es empfiehlt sich nach der gemachten Erfahrung hauptsächlich die Beschaffung folgender Arten von Büchern. Patriotische Schriften: Vaterländische Geschichte; Großthaten der Vorfahren, sowohl einzelner Männer, wie einzelner Truppentheile; Erzählung von Kriegen und Kriegsbegebenheiten; Beschreibungen von Schlachten. — Geographische Schriften: Reisebeschreibungen; Beschreibung fremder Länder und Völker; Reiseabenteuer. — Allgemeines: Familienromane; Jugendbibliotheken; Hauschatz und Hausblätter; Gute Hauskalender; Erzählungen und Novellen; Geschichten aus dem Soldatenleben und militärische Humoresken.

— Der Chef des deutschen Generalstabes, Graf Moltke, erläßt einen Aufruf, in welchem gebeten wird, alle noch im Privatbesitz befindlichen, nicht veröffentlichten Dokumente, welche auf den siebenjährigen Krieg Bezug haben, dem Generalstabe leihweise zur Verfügung zu stellen. Nach Muster

des Generalstabes über den letzten deutsch-französischen Krieg soll auch eine Geschichte des vorerwähnten Krieges bearbeitet werden.

— In Reustettin hat der Pöbel gegen die Freisprechung der Juden in Sachen des Synagogenbrandes in seiner Weise Protest eingelegt. Als die Freigesprochenen Nachts vom Schwurgerichte in Konig im Omnibus eines Gasthofes zurückkehrten, wurden sie von einer tobenden und drohenden Menge mit Steinwürfen und Knüttelstößen in den Wagen verfolgt und die Scheiben zertrümmert; Heidmann, einen alten Mann, streckte ein Stochieß über den Kopf ohnmächtig zu Boden, die Wohnung wurde zum Theil demolirt, Heidmann und seine Angehörigen mußten flüchten. Der ältere Leßheim entkam unter einer Vermummung, sein Haus und andere Judenhäuser mußten es büßen. Den Kaufleuten Lehmann und Freundlich wurden die Fenster und Fensterläden zertrümmert; der jüdische Arzt Dr. FINDER, der mit seiner Familie geflüchtet war, wurde Nachts unter dem Schutze des Amtsrichters und eines Assessors zur Behandlung von Verwundeten geleitet. In einem Laden wurde die Tageskasse geplündert. Der Bürgermeister, die Polizei und mehrere Gensdarmen schienen machtlos zu sein, obgleich sie mit blanken Waffen einschritten. Der Tumult wiederholte sich andern Tages.

— Oesterreich. Aus Wien wird der „Bob.“ geschrieben: Fortwährend macht man Entdeckungen, welche beweisen, daß von der anarchistischen Partei große Massen von Sprengstoffen in Wien verbreitet worden sind. Kürzlich wurde auf dem Exercierfelde der Schmelz eine Dynamitbombe unter eigenthümlichen Umständen gefunden. Ein Dragonerlieutenant ritt über den Platz und plötzlich streifte der Huf seines Pferdes einen Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Reiters erregte. Er stieg ab und erkannte, daß der Gegenstand eine Dynamitbombe sei, welche mit mehreren Zündern arjustirt war. Hätte der Hufschlag einen der Percussionszünder getroffen, und die Bombe zum Explodiren gebracht, so wären ohne Zweifel Kopf und Reiter in die Luft gesprengt worden. Da man aber nicht annehmen kann, daß die Bombe zum Zwecke eines Attentates mitten auf der Schmelz niedergelegt worden sei, so ist es wahrscheinlich, daß Jemand sich aus Furcht vor Entdeckung des Werdwertzeuges entledigt habe, zumal in der Nähe der Bombe auch ein Packet revolutionärer Flugschriften gefunden worden ist. Die Bombe wurde von dem Offizier dem nächsten Polizeiposten übergeben.

— Die schon seit mehreren Tagen kursirenden Meldungen, daß über die Abwehr der anarchistischen Dynamit-Attentate internationale Verhandlungen gepflogen werden, bestätigen sich. Man berichtet aus Wien in dieser Angelegenheit: „Ueber das Zusammenwirken der polizeilichen Organe gegenüber den Anarchisten scheint eine Vereinbarung zwischen den meisten Staaten Europas gesichert.“ In Uebereinstimmung damit will das in London erscheinende „Freeman's Journal“ aus bester Quelle erfahren haben, „daß während der letzten zehn Tage Unterhandlungen zwischen den Regierungen von England, Frankreich und Oesterreich gepflogen worden sind, um gemeinsame Maßregeln gegen die Dynamitverschwörer zu ergreifen. Deutschland soll gleichfalls dem gesagten Plane seine Zustimmung erteilt haben und in acht Tagen glaubt man ein Einverständnis zwischen allen Großmächten herbeigeführt zu sehen, welches sich von den weittragendsten Folgen auf die anarchistische Bewegung erweisen dürfte. Die Geheimpolizei aller Großstaaten wird einverständlich vorgehen, und durch die Auslieferung von Personen, die an Gewaltthaten theilhaftig waren oder zu solchen auffordern, hofft man einen entscheidenden Schlag gegen die

Anarchisten und Dynamitverschwörer zu führen, die bisher als „politische Verbrecher“ behandelt wurden.

— König Oskar von Schweden und Norwegen hat sich dem Urtheilspruch des Reichsgerichts in Sachen des Staatsministers Selmer gefügt. Wie ein Telegramm aus Christiania meldet, hat der König in der letzten Sitzung des Staatsrathes bestimmt, daß der verurtheilte Staatsminister Selmer aus dem Ministerium auszuschneiden habe. Selmer hatte, nachdem am 1. März das Urtheil des Reichsgerichts dem Könige überreicht worden war, den Sitzungen des Staatsrathes nicht mehr beigewohnt.

— England. Ein neues Eisenbahn-Attentat! Ein Zug der Londoner Stadtbahn wurde durch eine Dynamit-Explosion gefährdet; sie lief indessen verhältnismäßig noch günstig ab, denn es wurde nur Fahrmaterial zerstört; einige Personen erhielten Verletzungen durch die umherfliegenden Splitter. Die Polizei legt ihre fieberhafte Thätigkeit zur Auffindung der Verübter fort — bisher leider ohne Erfolg.

Locale und sächsische Nachrichten.

— Schönheide, 14. März. Der 73 Jahre alte Johann Daniel Becker von hier, welcher sich am Dienstag Nachmittag dieser Woche von seiner Wohnung entfernte in der Absicht, zu seiner Tochter nach Blechhammer bei Carlsfeld zu gehen, ist nach eingegangenen Nachrichten dort nicht eingetroffen und auch in seine Wohnung bis heute nicht wieder zurückgekehrt. Man nimmt an, daß der alte Mann unterwegs von seiner Schwäche übermannt worden und ihm irgend ein Unfall zugefallen ist.

— Dresden. Aus dem Fenster einer Dachwohnung auf der Schumannstraße ist am Dienstag Abend in der sechsten Stunde der dreijährige Knabe einer Malerfamilie in die Dachrinne geklettert und bei einem dann auf erfolgtes Zurufen hin angestellten Versuche, das Fenster wieder zu gewinnen, mit den Beinen und den Unterkörper gar noch über den Rand der Rinne hinausgeglitten, dadurch aber in die große Gefahr, hinab auf die Straße zu stürzen, gerathen. In dieser kritischen Lage hat der im gegenüberliegenden Hause beschäftigte Lithograph, Alwin Simon, das Kind bemerkt und es vermöge großer Eile und nach Einrückung der verschlossenen Wohnungsthür noch erreicht, dasselbe im letzten Augenblick, wo es sich nur noch mit den Händen an der Rinne schwebend festzuhalten vermocht hat, zu erfassen und in das Innere des Zimmers hineinzuheben. Eine Frau hat sich ebenfalls an dem Rettungswerk betheiliget. Auch hatten Nachbarn Betten auf der Straße ausgebreitet. Die Eltern sind beide abwesend und zwei zur Bewachung des Kleinen zurückgelassene größere Geschwister fort auf die Straße gelaufen gewesen. Das gefährdete Kind hat erst geschlafen, hat dann nach dem Erwachen das Fenster selbst geöffnet gehabt und ist auf das Dach gestiegen.

— Bad Elster. Dadurch, daß die Landstände in bereitwilligster Weise die Mittel zum Bau eines neuen Kaffeesalons bewilligt haben, wird einem Uebelstande abgeholfen, der sich bei uns immer fühlbarer machte, denn es wird mehr Raum geschaffen, damit die Kurgäste bei Regenwetter eine sichere Unterkunft finden. Auch wird es als wesentlicher Fortschritt begrüßt werden, daß der kleine Saal des neuen Salons bei fühlbarer Witterung geheizt werden kann. Obgleich diese Neuerungen noch nicht für die kommende Saison, sondern erst im Mai 1885 fertig gestellt sein werden, wollen wir doch schon heute mittheilen, daß der neue Kaffeesalon an die Stelle des jetzigen, dessen Grundmauern zum Theil wieder benutzt werden, gebaut wird. Das neue Gebäude erhält 2 Säle, einen in der Größe des bisherigen Raumes und einen größeren, der nach der Elster hin zu liegen kommt. Nach der Brunnenbergseite kommen die Wirtschaftsräume und in das obere Halbgeschoss die Wohnräume für den Konditor und dessen Hülfspersonal. Nach 3 Seiten, also nach dem Kurplatz, der Elster und dem Park, kommen breite offene, oben verdeckte Veranden, in denen sich die Gäste auch während des Regens aufhalten können. Es ist bei diesen Räumen die Möglichkeit vorhanden, ein Rauch- und Billardzimmer einzurichten. Eine tiefe Grundgrabung ist in Rücksicht auf die Quellen nicht thunlich, weshalb auch kein Massivbau möglich ist. Da sich ein Holzbau wegen der baldigen Zerstörung desselben durch Witterungseinflüsse nicht empfiehlt, so wird ein eisernes Fachwerk aufgestellt und mit Ziegeln ausgefüllt werden. Der Bau erhält daher ein ganz originelles Gepräge, hilft allen Uebelständen ab und ist für lange Zeit genügend. Wahrscheinlich wird mit dem Café auch ein Restaurant verbunden.

— Im Vogtlande sind jetzt fast sämtliche Stidmaschinen mit Tüllstiderei beschäftigt, denn Cambries gehen außerordentlich flau. Welch enorme Massen von Tüll gebraucht werden, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß jede der 3300 Stidmaschinen, welche denselben besticken, wöchentlich 2 Stück brauchen, daß demnach in einer Woche circa 6000 Stück fertig werden. Der Tüll kommt aus England. In der Schweiz, wo die 17.000 Stidmaschinen (einschließlich der in den Boralbergen gehenden) auch zum großen Theile Tüll verarbeiten, hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet, welche

den Tüll selbst anfertigen will. Es ist wirklich zu verwundern, daß im Vogtlande sich noch kein Industrieller gefunden hat, welcher Tüllstühle aufstellt. Es kostet ein solcher allerdings etwa 20.000 Mark, aber das Anlagekapital verzinst sich gut. Hier wäre ein Feld für die Spekulation. Die Schiffchenmaschinen, auf denen auch nur Tüll gestickt wird, brechen sich immer mehr Bahn. Eine Firma in Plauen i. V. läßt die alten mechanischen Webstühle, welche Gardinen anfertigen, jetzt austrangiren und stellt dafür Schiffchenmaschinen auf.

Wandlungen.

Novelle von F. Schifkorn.
(Fortsetzung.)

VIII.

Doktor Volke war, wie man dem Grafen berichtet, von der Villa Freiheim aus querfeldein gelaufen, unbekümmert um Ziel und Weg, nur um, wie er gern in ähnlichen Fällen that, den Sturm in seinem Innern durch ebenso stürmische äußerliche Bewegung und das großende Gemüth durch den friedlichen Anblick der Natur zu beruhigen.

Doch heute wollte dies nicht gelingen, obschon dem Kaströsen in Folge des Laufens der Schweiß von der Stirn tropfte und die Landschaft im herrlichsten Sonnenschein erglänzte.

Einer zwar kaum eingestanden und doch unendlich beglückenden Hoffnung war zu plötzliche und zu herbe Enttäuschung gefolgt, um so leicht darüber hinwegzukommen, und außerdem war die Form dieser Enttäuschung eine so dunkle, daß sich dem Gräbelnden immer neue, unlösliche und daher noch mehr aufregende Fragen aufdrängten. Wer war das Ideal mit der rauhen Schale und dem edlen Kern? War er es, wie die Schlüßworte der Dame andeuteten, warum mißachtete sie dann seine Warnung, um ihn einer anderen zuzuschreiben? Die nöthigen Verhandlungen über des Professors Werk hätten sich ja auch schon früher schriftlich abthun lassen. Aber das war es ja gerade, Anziehen und Abstoßen war immer ihr Lieblingspiel, und wer weiß, ob die moderne Sirene es nicht auch so mit dem armen Ralph getrieben und dadurch dessen wankendes und zerstörtes Wesen verschuldete?

Während solche Gedanken den sonst so klaren Kopf des Doktors verwirrten, war er auf einem schmalen, gewundenen Fußpfade in eine jener tief eingeschnittenen Thalsohlen gerathen, deren stille Abgeschlossenheit der Umgebung des berühmten Kurortes einen so unvergleichlichen Reiz verschafft.

Statt der sonstigen lautlosen Stille aber herrschte heute das laute Tosen des Wildbaches, der durch ein vor Kurzem niedergegangenes Gewitter bis zum Rande seines tief ausgewählten Bettes angewachsen, in reißender Schnelle thalwärts brauste und des Doktors Schritte plötzlich hemmte.

In der Thalenge, welche dieser soeben erreicht, hatte das Hochwasser den zwischen dem Ufer und der steilen Verglehn angelegten Weg so gründlich zerstört, daß selbst der Fuß der Gemse keinen Stützpunkt zum Uebergang gefunden hätte.

Nach kurzer Ueberlegung wählte Doktor Volke einen durch dicht verzweigter Tannen beschatteten Stein als Ruheplatz, von dem aus der wilde Reigen der schäumenden Wellen bequem zu überschauen war, ein Spiel, dessen scheinbare Fessellosigkeit und doch so wunderbarer Einklang auf die Sinne empfänglicher Menschen eine so berückende Anziehungskraft ausübt und dadurch den Geist lösend zu Beobachtungen anregt. Philosophen und Dichter kennen diese Wirkung, unser Doktor war jedoch weder das eine noch das andere und empfing daher nicht die Anregung zu bänberischem Werke, wohl aber zeigte die von den Wellen halb unterwühlte Eiche dort am Ufer seinem geschärften geistigen Auge ein Bild des eigenen Schicksals.

Auch er hatte sich im Vollbewußtsein der Kraft trotzig den brausenden Wellen des Lebens entgegen gestellt, verachtend den wüthenden Anprall der Bosheit und der Lüge, wie die heimliche Minierkunst der Verleumdung, und doch! — jetzt fühlte er, wie der letzte Sturm auch die Wurzeln seiner Kraft unterwühlte, wie die Vernichtung der letzten schwachen Hoffnung auf Lebensglück endlich doch auch an seinem Lebensmuth rüttelte und diese trübe Wahrnehmung senkte sich wie ein äzendes Gift in die verwundete Seele des starken Mannes.

Da tönte lautes Hulloh und Hopp, vom Echo vervielfacht, an des Einsamen Ohr und zwischen dem hellen Grün der jenseits des Baches die Thalsole durchziehenden Hecken tauchten ab und zu die dunklen Gestalten einer Reiterin und ihres Begleiters auf. Es war ein hübscher Anblick, wie die anmutige Frauengestalt in dem eng anliegenden Sammetkleide mit dem flatternden Schleier auf dem runden Hüften leicht und grazios gleich einem Schmetterling den grünen Plan durchflog, hart bedrängt von einem nicht minder leicht beschwingten Verfolger.

Immer näher kam die seltsame Jagd; jetzt setzte das Thier der Amazone über die letzte Fede vor der überschwellenden Thalenge, und nun zog die Dame, augenscheinlich betroffen, den Zügel an, um einen Ausweg zu erspähen.

Aber auch der Reiter hatte das letzte Hinderniß spielend überwunden, und dem schönen Wild den Rückweg abschneidend, rief er heiteren Muthes: „Victoria, besiegt und gefangen!“

„Noch nicht!“ entgegnete die Dame entschlossen, und schon jagte sie dem tosenden Wildbache zu.

„Halt! Halt!“ warnte der Reiter. „Das wäre Tollheit, Alma ist zu schwach für solchen Sprung!“ Allein die Reiterin kümmerte sich nicht um diese Warnung, ein wild gellendes „Hopp!“ — ein Peitschenschlag — und mit verzweifeltem Saße flog das edle Thier in die schäumende Fluth.

Auch Doktor Volke war von seinem Steine emporgeschleunigt, und als er sich wohlbehalten am diesseitigen Ufer ankommen sah, da machte sich der bittere Groll in seinem Herzen gewaltsam Luft und in die Hände klatschend rief er:

„Bravissimo! Im Zirkus kann man kein hübscheres Kunststück sehen!“

Der herbe Hohn dieser Worte trieb der Dame das Blut in die vor Aufregung erblaßten Wangen.

Ein kräftiger Peitschenschlag der Dame traf das Pferd, und eben als Graf Hochkirch nach kaltblütiger Untersuchung des Terrains sein Pferd zum Sprunge antrieb, stürzte Frau v. Freiheim ohne einen einzigen Blick nach rückwärts davon.

War es nun dieses Fortstürmen, was die sonstige Geschicklichkeit des Grafen beeinträchtigte, genug, sein „Casar“ sprang zu kurz, strampelte ein paar Mal krampfhaft in die Luft und schlug dann kopfüber in die reißenden Wellen.

Graf Hochkirch hatte jedoch auch in diesem gefährlichen Moment seine Kaltblütigkeit bewahrt und sich noch rechtzeitig aus dem Sattel nach seitwärts in die Fluth geworfen. Ob es ihm jedoch auch gelungen wäre, sich allein aus der gewaltigen Stromschnelle des Wildwassers zu retten, blieb eine offene Frage, da Doktor Volke ohne Zaudern einen in das Wasser vorpringenden Felsblock erklettert hatte und von hier aus dem mit den Wellen kämpfenden mittels seines Stockes an das Ufer half; fast zur selben Zeit, als Casar jenseits des Baches, blutend zwar von dem scharfen Gestein des Bettes, doch so weit heil davonkam, daß er nach einem kräftigen Schütteln hell aufwiehrend heimtrabte.

Im ersten Moment glaubte der Graf das kalte Bad als die einzige unangenehme Folge des Sturzes betrachten zu dürfen, nach den ersten Schritten aber zuckte er schmerzlich zusammen und bald bedurfte er der ausgiebigsten Unterstützung von seiten des Doktors, um den Weg fortsetzen zu können.

Trotz der so innigen Berührung aber, in welche die Laune des Zufalls die beiden Männer gebracht, beobachteten sie ein beharrliches Schweigen; der Doktor, weil er keine Lust hatte, seine keineswegs freundliche Gesinnung diesem Manne gegenüber durch einige alltägliche Phrasen zu verbergen, der Graf, weil ihm Zorn, Haß und vielleicht auch körperlicher Schmerz die Fähigkeit hierzu raubten.

Bleich, düster und in sich gekehrt, die Zähne fest zusammengepreßt, hinkte der Graf, auf des Doktors Arm gestützt, vorwärts, doch hätte der letztere den Gedankengang seines vornehmen Schütlings geahnt, würde er kaum so sorglos längs dem brausenden Gewässer fortgewandert sein.

Graf Hochkirch konnte nicht mehr zweifeln, daß jene dämonisch schöne Frau nur ein Spiel mit ihm getrieben, doch so beschämend diese Erkenntniß für den stolzen Cavalier sein mochte, sie wäre noch erträglich gewesen; daß aber eine Frau, die sich schon seine Braut genannt, ihn verließ, unbekümmert, ob er das Genick breche oder nicht, und daß sie diese grausame Rücksichtslosigkeit vor und wahrscheinlich sogar wegen dieses „lächerlichen Doktors“ beging, das stachelte sein Selbstgefühl bis zur höchsten moralischen Pein; ja, es gab einen Augenblick, wo er in der That dem Gedanken, daß ein kräftiger Stoß den Urheber und Zeugen seiner Schmach beseitigen würde, mit Wollust nachhing.

Indessen Graf Hochkirch war zu gut erzogen, um einen gemeinen Mord auf offener Straße zu begehen, und im nächsten Moment schon kam ihm diese Idee höchst lächerlich vor; hatte er nicht ein besseres und zugleich sicheres Mittel in der Hand? Gewiß, und nur in der ersten Wuth konnte er dies vergessen; nun aber erfaßte er den Gedanken mit der ganzen Energie seines Wesens, ihn zum Plane gestaltend, eine Beschäftigung, welche ihm den Weg bis zum Kurorte trotz der Schmerzen im Fuße so verkürzte, daß er beim Anblick der ersten Häuser erstaunt aufsaß.

Aus einem dieser mit nettem Gitterwerk umgebenen Häuser aber rief jetzt eine jugendlich, helle Stimme angstvoll: „Um Gott, was ist geschehen?“

Der Graf blieb stehen und nach einigem Bestimmen sagte der Doktor:

„Vielleicht wäre es gut, wenn Sie sich ein wenig ausruhten.“

„Wahrhaftig,“ erwiderte der Graf mit matter Stimme, „ich glaube, Herr Doktor, daß ich Ihr Anerbieten sogar annehmen muß, denn ich fühle, daß mich meine Kräfte verlassen.“

Gerade rechtzeitig öffnete Klärchen das Gitterthor, und so gelang es dem Doktor mit einiger Anstrengung

Tagesordnung

zur öffentlichen Stadtverordneten-Sitzung

Montag, den 17. März 1884, Abends 8 Uhr.

- 1) Mittheilung des Dankschreibens auf die an Se. Königl. Hoheit Prinz Georg abgegangene Beileidsadresse.
- 2) Mittheilung eines Schreibens der Generaldirection der Staatseisenbahnen auf eine Petition um bessere Zugverbindungen.
- 3) Desgleichen, die Ueberdeckung des Dorfbaches betr.
- 4) Prüfung und Justification der Sparassenrechnung für 1881.
- 5) Mitvollziehung des Haushaltsplanes für 1884.
- 6) Beschlussfassung betreffs Beitrittes zum Landesverein gegen Mißbrauch geistiger Getränke.
- 7) Hierauf geheime Sitzung.

Eibenstock, den 15. März 1884.

Der Stadtverordneten-Vorsteher.
Wettengel.

Albin Liebender,
pract. Bahntechniker,
Bad Gister,



ist Montag
den 17. März
in Eibenstock
Hotel „Stadt
Leipzig“ von
Vormittags 10 bis Nachmittags 4 Uhr
zu sprechen.

Lohnmaschinen
aller Rapporten, 7- u. 8. Sellige,
beschäftigen auf Cambri-
ciderei **Gebr. Ludwig**
in Plauen i. V.

1000 Mark

zahlen wir dem, der beim Gebrauch
von **Goldmann's Kaiser-**
Bahnwasser, à Fl. 60 Pf. u.
100 Pf., jemals wieder Bahn-
schmerzen bekommt. **S. Goldmann**
& Cie., Dresden. — Zu haben
bei **G. Emil Tittel,**
Eibenstock.

Auction.

Am 24. März d. J., Vormittag
11 Uhr verkaufe ich um das Meistge-
bot an Ort und Stelle mein in Bär-
renwalde befindliches **Gaugrund-**
stück, welches eine starke, ausdauernde
Wasserkrast besitzt und in dem früher
Müllerei betrieben wurde.
Marie Georgi,
Bischolau.

Schmiede-Verkauf.
Veränderungshalber bin ich geson-
nen, meine schön eingerichtete **Schmiede**
nebst **Werkzeug** billig zu verkaufen.
Gute Kundschaft und für drei Mann
ausdauernde Arbeit.
Robert Renz, Schmiedestr.,
Wernesgrün b. Auerbach i. V.

Einem Buchbinder-
gehülften,
welcher in der Herstellung von **Aus-**
weisen bewandert, ist Gelegenheit ge-
boten, sich in Johannegeorgenstadt **selbst-**
ständig zu machen. Nähere Auskunft
ertheilt
Oscar Bauer,
Johannegeorgenstadt.

Zur
Nachfeier des Lutherjubiläums
empfehle:
Die Hauptstatue des Luther-
Denkmals
zu **Worms**, über 1/2 Meter hoch, mit
Musikwerk, welches die beiden schönen
Choräle: Ein' feste Burg ist unser
Gott u., Lobe den Herren, den mäch-
tigen König u. vorträgt.
Preis nur M. 12.—. Versandt ge-
gen Nachnahme bzw. Einsendung des
Betrages.
C. F. Kaufmann,
Heidelberg.

Oesterreichische Banknoten 1 Mark 68,00 Pf.

Für die uns überaus zahlreich ge-
wordenen Beweise wohlthuerender Theil-
nahme an dem uns betroffenen herben
Verluste sagen wir auch hierdurch Allen,
Allen innigsten Dank!

Eibenstock, 15. März 1884.
Die Familie **Meichsner.**

Geschäfts-Veränderung.

Einem geehrten Publikum von hier und Umgegend die ergebene Anzeige, daß
ich mein **Nähmaschinen-Geschäft & Reparaturwerkstatt** von der
Lange Straße No. 400 nach der Hauptstraße No. 42 in das Haus des Herrn
F. A. Zwilling verlegt habe und bitte, mir das bisher geschenkte Vertrauen
auch ferner zu bewahren.
Gleichzeitig empfehle **Näh-, Tambourir-, Soutache-, Schnur-**
Maschinen und Apparate, sowie **Haustelegraphen, Inductions-**
Apparate, Fernsprech-Anlagen u. u. und bringe meine **Reparatur-**
Werkstatt in empfehlende Erinnerung.
Hochachtungsvoll
Johannes Haas,
Mechaniker.

Carne pura
Armee- und Volks-Nahrungsmittel.
Größter Nährwerth, - leichteste Verdaulichkeit, große Billigkeit.
Garantie für Reinheit, Güte und Haltbarkeit.
Depot bei **Bernhard Löscher** in Eibenstock.

S. Voigt,
Bildhauer - Werkstatt, Marmor- & Sandstein-
Waaren - Geschäft
in **Groißsch** bei Leipzig am Bahnhof
empfiehlt sich zur Anfertigung von **Grabmonu-**
menten und Bildhauerarbeiten in Marmor, Granit
und Sandstein. Eine reiche Auswahl aller in dieses Fach ein-
schlagenden Artikel sind stets auf Lager.
Bedienung prompt. Preise billigst.
Vertretung für **Eibenstock und Umgebung**
gesucht.

Es wird ein Pöstchen ge-
strikte **Güll-Spiße** in weiß,
creme und abricot gegen **Cassa**
zu kaufen gesucht.
Offerten mit Muster sub
L. R. an die Exped. d. Bl.

Eine 3fach 1/4
Stickmaschine
und eine 2fach 1/4, vergl. mit Kreis-
bog- und Bohrapparat, beide gut im
Gang, sind per Kasse sofort billig zu
verkaufen. Näheres durch **Haasen-**
stein & Vogler, Falkenstein.

Handwerker-Verein.
Nächsten Montag: **Versammlung.**

Pain-Expeller!

mit Anker ist das bewährteste Haus-
mittel gegen **Gicht, Rheumatis-**
mus u. s. w. Zum Preise von 50 Pf.
und 1 Mark pro Flasche vorräthig bei
Apoth. Guido Fischer.

Dr. Spranger'sche
Magentropfen
helfen sofort bei Magenkrampf, Mi-
graine, Fieber, Kopfschmerz, Cholera,
Brustkrampf, Sodbrennen u. Bei be-
legter Zunge den Appetit sofort wie-
der herstellend. Bewirken schnell und
schmerzlos offenen Leib, gegen Hämorr-
hoiden ausgezeichnet. Preis à Fl. 60 Pf.
Zu haben in der **Apothek** in Jo-
hannegeorgenstadt.

Einige Knaben mit vor-
züglicher Schulbildung, welche
sich zu tüchtigem
Schriftseker
ausbilden wollen, finden an-
genehme Lehrstelle bei freier
Station im Hause.
Richard Schmidt,
Buchdr. Reudnitz = Leipzig.

Unentgeltlich versch. Anweisung
zur Rettung von
Trunksucht u.
und ohne Wissen vollst. zu beseitigen.
M. C. Falkenberg, Berlin C.,
Kosenthalerstraße 62.

Bettfedern,
à Pfund 1 Mt., 1 Mt. 50 Pf.,
2 Mt. bis 6 Mt., sowie
Fertige Betten
von 10 Mt. 50 Pf. an empfiehlt
Paul Beyer,
Eibenstock.

Theoret. - pract.
Bisher-Unferricht
nach leicht faßlicher Methode ertheilt
Otto Geelhaar,
Uhrmacher.

Gambrinus.
Rob. Seydel in Schönheide
hält
Lager sämtlicher Weine der
Wein-Großhandlung **Coqui & We-**
ber in Dresden und verkauft die-
selben zu Originalpreisen ohne Spesen-
zuschlag.

Heute
Abend: **Scat-Club.**
Nächsten Montag
Schwein-
schlachten
wobei m. ff. **Mür-**
berger Export- und Versandbier bestens
aufwarten werde.
Heute Sonnabend, Sonntag und
Montag: **Sockbier.**
Friedrich Schlegel.

Stammtisch zum Kreuz.
Nächsten Montag: **Versammlung.**
Reidhardtsthal.
Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an
Tanzmusik,
wozu ergebenst einladet
Hermann Müller.

Schönheiderhammer.
Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an
Tanzmusik,
wozu ergebenst einladet
G. Hendel.

Deutsches Haus.
Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an
Tanzmusik,
wozu ergebenst einladet
G. Heidenfelder.

Schützenhaus.
Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an
Tanzmusik,
wozu ergebenst einladet
G. Becher.

Feldschlößchen.
Morgen Sonntag, v. Nachm. 4 Uhr an
Tanzmusik,
wozu ergebenst einladet
F. Eberwein.

Beilage zu Nr. 33 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstod, den 15. März 1884.

Das Pfeifenrösel von Hamm.

Ein Hamburgischer Roman von J. Steinmann.

(Fortsetzung.)

Karl lächelte selbst.

„Sie verstehen mich nicht und werden mich nie verstehen lernen, aber Rösel wird Ihnen dieselben Worte, die ich Ihnen heute sage, wiederholen. Was uns trennt, ist stärker als der Wille meines Vaters, — Menschenwille wäre überhaupt niemals im Stande gewesen, mich von ihr loszureißen.“

„Bedenken Sie,“ entgegnete Moosheim, „es handelt sich nicht um Ihr Glück allein, sondern auch um das Glück Ihrer Cousine. Sie werden ihr das Herz brechen, wenn Sie ihre Hoffnung zerstören.“

„Rösel das Herz brechen?“ wiederholte Karl leise und träumerisch. „Ich habe es immer für Thorheit gehalten, wenn man von gebrochenen Herzen sprach; ich glaube aber jetzt doch, daß Einem das Herz brechen kann.“

Moosheim fühlte bei diesen Worten seinen Groll schwinden.

„Ich hoffe, Sie morgen ruhiger zu finden,“ sagte er, dem jungen Manne die Hand entgegenstreckend, in welche dieser bewegte die seine legte. „Ueberschauen Sie Alles kaltblütig mit männlich festem Blick; vielleicht findet sich ein Ausweg, den Ihr von Schmerz geblendetes Auge jetzt noch nicht sieht. Denken Sie an das arme Mädchen, welches vielleicht noch schwerer unter dem Verhängniß zu leiden haben wird, als Sie.“

„Moosheim, wollen Sie mich morgen nach Flensburg begleiten?“ fragte Karl statt der Antwort.

Bernhard dachte einen Augenblick nach. Wie häufig hatte er schon der Versuchung widerstanden, Rösel aufzusuchen und jetzt sollte er sie wiedersehen in Karl's Gegenwart?

„Nein, ich kann Sie nicht begleiten,“ sagte er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Geschäftsangelegenheiten wichtiger Art machen meine Anwesenheit in Hamburg für den Augenblick durchaus notwendig. Es ist auch besser, Sie gehen allein, ich werde meine Tante von Ihrem Kommen in Kenntniß setzen. Hier haben Sie ihre Adresse.“

Er schrieb hastig einige Worte auf eine Karte und übergab sie Karl.

„Ich danke, Moosheim,“ entgegnete dieser. „Vielleicht findet Ihre treue Freundschaft eines Tages ihren Lohn.“

Bernhard kehrte in seine Wohnung zurück, von den seltsamsten Gefühlen bewegt. Nur der eine Gedanke stand klar vor seiner Seele, daß hier ein Geheimniß verborgen war, das er nicht zu ergründen vermochte.

Am Morgen, der dem Abend folgte, an welchem Bernhard Moosheim ein Zeuge der Scene in der Lehmhütte geworden war, traten zwei Frauengestalten in die Hütte am Wege ein, während zwei Polizeibeamte draußen Wache hielten.

Die Frau lag noch immer auf ihrem ärmlichen Lager und es schien, als wenn das Leben bereits aus ihrem Körper entflohen sei. Sie lag mit geschlossenen Augen und rührte sich auch nicht, als eine der eingetretenen Frauen ihre Hand erfaßte und sich mit ihr zu schaffen machte.

„Atmet sie noch?“ fragte die Andere. „Der Puls geht sehr schwach. Sieb mir von den Tropfen, Anna.“

Die mit diesem Namen Angeredete zog aus einer Seitentasche ihres schweren, faltigen Kleides ein Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit und brachte es an die Lippen der bewusstlosen Frau. Unmittelbar darauf öffnete diese die Augen und sah mit einem verwunderten und zugleich entsetzten Ausdruck auf die beiden Frauen, welche auf Moosheim's Veranlassung herbeigekommen waren.

„Wo ist Jakob?“ kam es dumpf über ihre bleichen Lippen.

„Fühlt Ihr Euch kräftig genug, uns zu begleiten?“ sagte die eine der beiden Frauen, ohne die an sie gerichtete Frage der Leidenden zu beantworten.

„Bringen Sie mich von hier fort,“ flüsterte das arme Weib kaum hörbar. „Ich kann aufstehen.“

Sie machte einen Versuch sich zu erheben, sank aber sofort wieder auf das Lager zurück.

„Versuche Sie aufzurichten, Martha,“ sagte die Frau, welche Anna genannt worden war.

Den vereinten Bemühungen der Frauen gelang es endlich, die Leidende aufzurichten. Schon wollten sie mit ihr den elenden Raum verlassen, als die Kranke mit entsetztem Gesichtsausdruck auf ihr Lager zurückdeutete.

„Unter — dem — Strohh,“ murmelte sie.

Dann fiel ihr Kopf schwer auf die Schulter der einen ihrer Begleiterinnen; sie war ohnmächtig geworden. Mit Hilfe der Polizeibeamten wurde sie in einen bereitstehenden Wagen getragen, während die

andere der beiden Frauen unter dem Strohh nachsuchte. Sie fand ein, mit einem zerrissenen weißen Shawl umwickeltes Päckchen.

In diesem Augenblick traten die beiden Polizeibeamten in die Hütte, um ihre Nachforschungen fortzusetzen und den Bewohner zu erwarten.

Die Frauen, welche Krankenpflegerinnen waren, brachten die Leidende in das „Allgemeine Krankenhaus“ und legten sie auf ein Bett, nachdem man ihr andere Kleider gegeben hatte. Sie kam aber erst am Nachmittag, nachdem man ihr einige Tropfen Bouillon und etwas Wein eingeflüßt hatte, wieder zum Bewußtsein. Der Arzt behauptete, sie sei, dem Hungertode nahe gewesen.

Wie sie nun so dalag in den schneeigen Kissen, machte die Wärterin Anna, in deren besondere Obhut die Kranke gegeben war, die Bemerkung, daß die Unglückliche eines Tages sehr schön gewesen sein müsse und auch noch nicht so alt sein könne, wie sie es anfänglich geglaubt hatte.

In dem Päckchen, welches die andere Wärterin gefunden hatte, befanden sich versiegelte Papiere und ein schlichter, goldener Ring, in dessen innerer Seite man „Der siebente Mai“ las.

Nur ganz besondere Umstände konnten die Unglückliche veranlaßt haben, den Ring, trotz aller Noth, von welcher man sie umgeben fand, so sorgsam zu bewahren.

Die arme Frau hatte gegen Abend einige Stunden geschlafen. Als sie die Augen öffnete, blickte sie wieder erschrocken um sich. Aber dann schwand ihre Furcht.

„Wo bin ich?“ fragte sie matt.

„Im Krankenhaus,“ entgegnete die Pflegerin ruhig. „Sie haben hier nichts zu fürchten.“

„Und er, — darf er nicht hierherkommen?“

„Hierher darf Niemand kommen, der nicht besondere Erlaubniß dazu hat.“

„Sie werden sie ihm nicht ertheilen,“ sagte die Kranke voller Unruhe. „Er würde mich ermorden.“

„Er? Wer?“ fragte die Wärterin unwillkürlich neugierig.

„Jakob,“ entgegnete die Frau, zusammen schauend, als sie den Namen mit Anstrengung über ihre Lippen brachte.

„Wer ist Jakob? Ihr Mann?“

„Nein, — nein. Dem Himmel sei Dank, daß er mich aus seinen Händen errettete.“

Dann lag sie wieder still und ruhig und fragte nicht weiter. Der Arzt hatte vor allen Dingen Ruhe anempfohlen und das Sprechen verursachte der Ärmsten ersichtlich große Anstrengung.

Von dem Tage an, an welchem Frau Dorner, wie sie sich nannte, im „Allgemeinen Krankenhaus“ Aufnahme gefunden hatte, begann sie sich merklich zu erholen. Sie schien völlig kraftlos gewesen zu sein und in dem Grade, wie sie sich erholte und Speise und Trank zu sich nahm, besserte sich auch ihr Aussehen und bereits nach drei Wochen konnte sie schon ab und zu eine Stunde am Fenster sitzen, obgleich der Arzt seine Besorgniß über ihren Zustand nicht verhehlte.

Die Wärterin vermied es, mit ihr über den Mann zu sprechen, den sie so sehr zu fürchten schien, seitdem sie bemerkt hatte, daß allein sein Name ausreichte, um ihre Schutzbefohlene in einen nahezu verzweiflungsvollen Zustand zu versetzen. Als Anna sie einmal gelegentlich gefragt hatte, wer dieser Mann sei und in welcher Beziehung er zu ihr stände, brach Frau Dorner in ein krampfhaftes Schluchzen aus und bat unter Thränen, sie nicht wieder an jene entsetzliche Stunde zu erinnern.

Frau Dorner's Gesicht hatte nichts von der früheren Blässe verloren, aber bisweilen brannten auf ihren Wangen dunkle Rosen und dann glänzten ihre Augen wie zwei funkelnde Sterne, so daß Anna sie voller Besorgniß anblickte.

Eines Tages sah die Kranke wieder am Fenster ihres kleinen Stübchens und blickte auf die Straße hinaus. Es war Frühling geworden und die Sonne schien so warm und belebend, daß Jedermann neuer Lebensmuth durch die Aern rollte. Aber sie fühlte, daß ihre Kräfte im Abnehmen begriffen seien. Die weiche, milde Luft, welche von oben hereinzog, ermattete sie und erweckte in ihr die Sehnsucht nach Ruhe. Unwillkürlich dachte sie an die traurige Zeit ihres Aufenthalts in der elenden Behausung und ein inniger Dank für die, welche sie ihrem Jammer entrissen hatten, erfüllte ihr Inneres. Sie faltete die Hände und eine Thräne fiel in ihren Schooß.

In diesem Augenblick erschien Anna auf der Schwelle des Zimmers.

„Sie sollen nicht weinen, Frau Dorner,“ sagte sie ernst. „Ich glaube, Sie können zufrieden sein, daß es so gekommen ist.“

„Das bin ich auch,“ entgegnete die Leidende, tief aufathmend. „Nennen Sie mir jetzt den Namen

meines Retters,“ fuhr sie plötzlich lebhaft fort. „Sie haben mir schon so lange versprochen, daß ich Auskunft darüber haben soll —“

„Was thut der Name?“ entgegnete Anna. „Haben Sie jemals in Ihrem Leben den Namen Bernhard Moosheim gehört?“

Die Kranke dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie den Kopf.

„Niemand,“ sagte sie.

„Nun, Ihr Retter heißt Bernhard Moosheim. Sie können ihm Ihren Dank abstellen, wenn Sie erst ganz gesund geworden sind. Ich werde Ihnen dann seine Adresse mittheilen.“

Und dann war Frau Dorner wieder allein, denn ihr Zustand erforderte die ununterbrochene Gegenwart einer Krankenpflegerin nicht mehr. Mit Bangen gedachte sie der Zukunft und was aus ihr werden sollte, wenn sie wirklich gesund würde und diese Stätte der Ruhe und des Friedens verlassen müßte. Sie glaubte nicht daran, daß sie jemals im Stande sein würde, wieder ihren eigenen Weg zu gehen.

„Ich kann nicht mehr kämpfen,“ murmelte sie, „ich kann nicht.“

Sie war so müde geworden in dem ununterbrochenen Kampfe, denn ihr ganzes Leben war ein solcher gewesen.

Sie seufzte aus tiefster Brust auf, — ein qualvoll banger Seufzer, und ihr Blick glitt langsam zum Fenster hinaus nach der gegenüberliegenden Seite des Hauses. Die Sonne scheint so lind und warm und in den lauen Lüften, die oben durch die Fensteröffnung dringen, glaubt sie die Botschaft des Frühlings zu hören.

Pötzlich bleiben ihre Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Ihr Antlitz nimmt den Ausdruck des Entsetzens an.

„Jakob!“ ruft sie und sinkt bewußtlos von dem Stuhl zur Erde.

In diesem Zustande fand sie Anna, als diese eine halbe Stunde später in's Zimmer trat. Der herbeigerufene Arzt suchte die Achseln, er hatte schon lange befürchtet, daß ein solcher Moment eintreten würde und sagte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, sie noch für längere Zeit am Leben zu erhalten. Der Anfall werde sich wiederholen und ein schmerzliches Ende herbeiführen.

Frau Dorner kam erst gegen Morgen zum Bewußtsein und das Sprechen schien ihr schwer zu werden. Sie hatte Anna herbeigewinkt und man sah deutlich, daß sie reden wollte, aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Dieser Zustand schien die sichtlich Aufregung, in welcher sich die Leidende befand, noch zu erhöhen.

„Die — Papiere!“

Mit ungeheurer Anstrengung hatte sie diese Worte endlich über ihre Lippen gebracht.

Anna ging zu einem Eschranke und nahm das selbe Päckchen heraus, welches Martha unter dem Strohh der Lehmhütte hervorgezogen hatte. Es war noch unverfehrt, selbst der zerrissene, weiße Shawl noch darum gewickelt, aber als Anna der Kranken das Päckchen reichte, nahm diese es in ihre zitternden Hände und preßte es an ihre Brust. Dann erst wurde sie ruhiger. Nach Verlauf einer halben Stunde winkte sie Anna abermals zu sich. Diese brachte ihr Ohr an den Mund der Kranken.

„Ich muß Herrn Moosheim sprechen,“ hauchte diese. „Schlagen Sie es mir nicht ab. Ich kann das Geheimniß nicht mit in's Grab nehmen.“

Anna hatte ihre Worte mehr errathen, als verstanden.

„Ich will zu ihm schiden, er ist ein edler Mann und wird Ihre Bitte erfüllen.“

Ein dankbarer Blick der Kranken lohnte ihr für diesen Trost.

Aber Stunde auf Stunde verging und der sehnlichst Erwartete erschien nicht. Man hatte ihn nicht zu Hause angetroffen und wußte auch nicht, wohin er gegangen war. So mußte der Bote, welcher abgesandt war, um ihn zu holen, warten, bis er zum Mittagessen nach Hause zurückkehrte.

Sobald Bernhard die Botschaft erhielt, folgte er derselben. Er hatte noch niemals einen Nothleidenden warten lassen, wie vielmehr sollte er nicht dem Rufe der armen, unglücklichen Frau Folge leisten, welche er so tief im Elend gesehen hatte, um ihr die Sterbestunde zu erleichtern? Der Bote sagte ihm, daß die Sterbende gewünscht hätte, ihm ein Geheimniß anzuvertrauen, ehe sie aus dem Leben schied. Und es mußte wohl ein düsteres, unheilvolles Geheimniß sein, welches diese Frau so tief in das Verderben hinabgeschleudert hatte, daß sie sich nie mehr aufrichten konnte und daß es ihr unmöglich war, sich von dem Elenden zu befreien, der sich wie das Unheil an ihre Fersen geheftet hatte.

Als Bernhard bei der Kranken eintrat, sah diese aufrecht im Bette. Sie sah gespensterhaft bleich aus

vor-
welche
er
en an-
freier
dt,
eipzig.
weisung
ung von
ucht m.
seitigen.
in C.,
Pf.,
ll
ebht
icht
heilt
aar,
heide
ne der
t We-
mit die-
Spefen-
ab.
ng
bestens
g und
legel.
ll.
lung-
il.
Uhr an
itter.
er.
Uhr an
adel.
LS.
Uhr an
der.
US.
Uhr an
her.
n.
Uhr an
ein.
ge.

und ihre Augen lagen tief in ihren Höhlen. Als sie Moosheim eintreten sah, glitt ein mattes Lächeln über ihr Antlitz.

Der Anblick des Mannes, der sie vor dem letzten, harten Schlage bewahrt hatte, einsam und verlassen in einer elenden Hütte zu sterben, übte auf die Kranke eine seltsame Wirkung aus. Es war ihr, als fühle sie neuen Lebensmuth ihre Adern durchrollen, sie hatte die Kraft wieder gefunden, zu sprechen und sah es als eine letzte Gnade des Himmels an, daß es ihr vergönnt war, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Herr Moosheim,“ sagte sie, Anfangs leise, dann mit immer klarerer und deutlicherer Stimme, „ich habe nach Ihnen verlangt, um Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, welches ich seither sorgsam gehütet habe und das ich mit in's Grab zu nehmen entschlossen war. Aber — die Umstände haben sich verändert, ich würde durch ferneres Schweigen gerade Diejenige in Gefahr bringen, deren Zukunft ich, — ach, so sehnlich! — sicher stellen möchte. Es ist eine lange, traurige Geschichte, die ich Ihnen mitzutheilen habe. Wollen Sie dieselbe anhören?“

„Reden Sie,“ entgegnete Bernhard, nicht ohne Bewegung. Die unglückliche Frau stößte ihm ein seltsames Interesse ein. „Zuvor aber lassen Sie mich die Wärterin fragen, ob die Mittheilung Sie nicht zu sehr angreifen würde.“

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich von dem Stuhle an ihrem Bette, auf welchem er sich niedergelassen hatte, erheben, aber sie hielt ihn zurück und zwang ihn, sitzen zu bleiben, während wiederum ein Lächeln ihre Züge erhellte.

„Sie brauchen nicht zu fragen, Herr Moosheim, mich greift nichts mehr an, als die Furcht, das, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche, mit in's Grab nehmen zu müssen,“ sagte sie. „Meine Stunden sind gezählt und ich danke Gott, daß sie es sind, — ich wünsche nicht länger zu leben. Wenn ich todt bin, nehmen Sie dieses Päckchen, es enthält die Papiere, welche Sie eines Tages gebrauchen werden und diesen Ring, — der zweite muß sich in ihren Händen befinden, — in den Händen einer armen Waise. Und nun hören Sie mich an.“

„Ich bin bereit,“ sprach Moosheim. „Geben Sie mir die Tasse,“ bat die Kranke, auf den Tisch deutend, auf welchem eine Tasse, eine dunkle Flüssigkeit enthaltend, stand. Sie leerte dieselbe bis über die Hälfte und dann begann sie.

„Es sind im nächsten Monat zweiundzwanzig Jahre, als meine, um ein Jahr ältere Schwester, den Sohn eines vornehmen Kaufmanns heirathete. Sie war ein sehr schönes Mädchen und damals sechszehn Jahre alt. Die Eltern ihres Mannes hatten sich der Verbindung widersetzt, auch mein Vater und meine Mutter wollten, daß Rosa eine andere Ehe eingehen sollte, weil es ihr nicht an Bewerbern fehlte und sie von dieser ungleichen Verbindung nichts Gutes erwarteten. Alle Versuche aber, die Liebenden zu trennen, scheiterten, und eines Tages war Rosa mit ihrem Geliebten auf und davon gegangen, um sich heimlich mit ihm trauen zu lassen. Ich wußte allein von ihrem Vorhaben, aber verrieth nichts, obwohl ich in jener Zeit, von Vorwürfen überschüttet, meiner Furcht und meinen Besorgnissen fast erlag. Dennoch hoffte ich, daß Alles einen guten Ausgang nehmen würde. Die Beiden liebten sich so aufrichtig und Rosa war so glücklich, daß ich nicht daran denken konnte, es könne irgend etwas das Eilvernehmen stören.“

Kurze Zeit war verfloßen. Es war eines Abends gegen 10 Uhr und meine Eltern schon zu Bett gegangen. Der Mond schien hell und ich sah noch an dem offenen Fenster meines Parterre-Zimmers. Ich fühlte mich recht einsam. So lange Rosa noch bei uns war, hatte ich nie Einsamkeit oder Langeweile empfunden. Wir liebten uns sehr, wirkten und schafften gemeinsam und manchen Abend saßen wir beisammen und plauderten mit einander bis nach Mitternacht. Daran dachte ich und daß damals Alles doch so viel, viel schöner gewesen wäre. Vor einigen Augenblicken war es mir gewesen, als ob ich von der Landstraße her das Rollen eines Wagens gehört hätte, aber dann war es wieder still geworden und ich hatte nicht weiter darüber nachgedacht. Plötzlich knirschte der Sand. Ich horchte auf und hörte meinen Namen flüstern.

Es war Rosa. Sie trat an's Fenster und legte ihre Hand auf meinen Arm.

„Keinen Laut,“ sagte sie.

Ich sah sie starr vor Erstaunen an. Ihr Antlitz war so bleich. Damals glaubte ich freilich, die Blässe ihrer lieben Züge rühre von dem fahlen Licht des Mondes her, aber ich sollte bald aus ihrem Munde hören, daß etwas ganz Anderes sie bleich und elend gemacht hatte.

„Ich muß fort, Hedwig,“ flüsterte sie hastig, „aber ich konnte nicht gehen, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben. Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal in diesem Leben ist?“

„Rosa!“ flüsterte ich erschreckt und ergriff ihre beiden Hände.

Da übermannte sie die Bewegung.

„Hedwig, wenn ich Dich wenigstens mit mir nehmen könnte! Wenn ich nur nicht so ganz allein und verlassen bleiben müßte!“

„Ich gehe mit Dir, Rosa, wohin Du willst,“ rief ich erregt aus.

Sie lächelte traurig.

„Nein. Du mußt hier bleiben. Was soll aus unseren Eltern werden? Ich habe meinen Weg allein eingeschlagen, trotz ihrer Warnungen und nun muß ich ihn auch allein weitergehen.“

„Was ist vorgesehnen, Rosa?“ kam es angstvoll über meine Lippen.

„Der Vater meines Mannes hat auf irgend eine Weise unsere Verbindung erfahren und droht Erich zu verstoßen. Es fehlt ihm nur der Beweis unserer Verheirathung, — gelangt derselbe in seine Hände, so ist mein Mann verloren!“

Die Kranke machte eine Pause, das Sprechen wurde ihr schwerer, als sie geglaubt hatte, aber noch war ihre Kraft nicht zu Ende.

„Gönnen Sie sich Zeit,“ sagte Bernhard Moosheim zu der Kranken.

Sie schüttelte hastig den Kopf.

„Ich habe keine Spanne Zeit zu verlieren,“ flüsterte sie. Zum zweiten Male deutete sie auf die Tasse und trank, nachdem Moosheim ihr dieselbe gereicht hatte, die Flüssigkeit bis zum letzten Tropfen aus. Dann fuhr sie fort:

„Sie sehen, ich hatte damals andere Lebensanschauungen, aber bedenken Sie, ich kannte die Welt noch nicht. „Rosa,“ sagte ich, „Du härmst Dich unnützer Weise. Ist der Arm Deines Mannes nicht stark genug, um Dich zu beschützen?“

Da flog ein unsagbar trauriges Lächeln über ihr Gesicht und ihre Lippen zitterten.

„Es ist nicht so leicht, wenn man seither im Ueberflusse gelebt hat und dann darben soll,“ sagte sie leise, aber in der Bitterkeit, die in ihren Worten lag, hörte ich die Wiederholung der Worte, welche Rosa's Gatte ohne Zweifel ausgesprochen hatte.

„Aber mein Gott, Rosa, wohin willst Du?“ fragte ich. „Allein in die weite Welt hinaus?“

„Ich bin nicht so ganz verlassen, wie Du glaubst,“ entgegnete sie und ich sah beim schwachen Licht des Mondes, daß es heller in ihren Augen glänzte und ein Hauch von Röthe auf ihre bleichen Wangen zurückkehrte. „Mein Gatte begleitet mich. Er wird mich in Sicherheit bringen, nicht weit von hier, aber ich darf selbst Dir nicht sagen, wohin. Wenn ich Deiner bedarf, Hedwig, rufe ich Dich und dann jügere nicht, sogleich zu mir zu kommen. Willst Du mir das versprechen?“

„Kannst Du daran zweifeln?“ lautete meine Gegenfrage. Aber mein Herz war von banger Sorge erfüllt und als sie dann plötzlich ausschleichend ihre Arme um meinen Nacken schlang und ihren Kopf an meine Schulter legte, da wußte ich, daß nicht allein der Gedanke an ihr körperliches Wohl und Wehe sie so außer sich brachte.

„Rosa,“ ertönte dann plötzlich die Stimme eines näher tretenden Mannes. „Wir dürfen nicht mehr zögern, wir werden bei der Fährte zu spät anlangen und heute nicht mehr über die Elbe kommen. Mache Dir Dein und Hedwig's Herz nicht so schwer — wer weiß, ob sich nicht noch Alles zum Guten wenden kann.“

Sie hob den Kopf empor, dann wandte sie sich dem Sprecher mit den Worten zu:

„Du hast Recht, Erich, es ist sündhaft, zu verzagen. So lange Du bei mir bist, habe ich nichts zu fürchten. Lebe wohl, Hedwig, und vergiß nicht, zu mir zu kommen, wenn ich Dir einen Boten sende.“

Noch einmal umarmte und küßte sie mich, nachdem ich ihr Schweigen über Alles, was sie, ihren Mann und diese letzte Zusammenkunft anbetraf, gelobt hatte. Dann nahm sie den Arm ihres Mannes und im nächsten Augenblick waren sie um die Ecke des Hauses verschwunden. Ich sah noch lange in jener Nacht am Fenster und das fahle Mondlicht war nur zu sehr geeignet, mich noch düsterer und trauriger zu stimmen. Der Gedanke an Rosa's Zukunft lag mir schwer auf dem Herzen. Wir bangte ibretwegen und doch blieben die schlimmen Befürchtungen, die sich in jener Nacht wie unheimliche Gespenster an mich herandrängten, noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Lange, lange Zeit hörte ich nichts von Rosa, nicht eine Botschaft kam von ihr und ich wußte nicht, ob sie lebte oder todt sei. Mein Vater, für den Rosa's Schicksal von sehr traurigen Folgen begleitet war, da die Aufregung ihn auf das Krankenlager geworfen hatte, bedurfte sehr der Pflege und der Erheiterung. Er wurde auch nicht so recht wieder gesund; er klagte, daß er nicht mehr sehen könne und das Arbeiten ihm schwer werde. Meine Mutter wünschte, daß ich in die Stadt gehe, um mir eine Stelle zu suchen. Sie war der Meinung, daß ich ihr auf solche Weise mehr nützen könne, da mein Aufenthalt im Hause die Kosten des Haushaltes nur vermehre.

So ging ich in die Stadt. Während meines Aufenthalts daselbst lernte ich einen Mann kennen, der mich

liebte und um mich warb. Er war nicht mehr sehr jung und hatte sein gutes Auskommen, aber er war leidend. Weber meine Eltern noch ich sahen den Reim des Todes, welchen er bereits in sich trug. Ich wurde seine Frau. Wir bewohnten eine hübsche, kleine Wohnung in der Stadt. Es war uns möglich, meine Eltern erheblich zu unterstützen und wir bedauerten nur, daß mein Vater sich nicht von seinem Häuschen trennen und zu uns ziehen wollte.

Noch waren keine vier Wochen seit meiner Hochzeit verfloßen, als mein Mann und ich eines Abends noch gegen zehn Uhr beisammensaßen und plauderten. Da wurde plötzlich laut gegen die Hausthür geklopft. Ich eilte nach dem Flur. Als ich die Thür geöffnet hatte, stand ein Mann vor mir, den ich nicht kannte.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie finde!“ rief er aus. „Ich habe Sie bereits seit gestern gesucht. Ihre Schwester ist schwer krank, — Sie müssen unverzüglich mit mir kommen, wenn Sie dieselbe noch lebend antreffen wollen.“

Wie ich wieder in das Zimmer kam, weiß ich nicht. Mein Mann wollte mich nicht in der stürmischen Nacht allein mit dem Manne gehen lassen und gab erst seine Zustimmung, als ich ihm sagte, daß der Bote von meiner Schwester käme und diese im Sterben liege. Mit zitternder Hand kleidete ich mich an und ich folgte dem fremden Manne auf seinem Wege.

Mein Begleiter sprach wenig. Vor dem Thore stiegen wir in einen Wagen und dann ging es in sausendem Galopp in die Nacht hinaus, bis wir vor einer Fährte über die Elbe angelangt waren. Es war eine dunkle, stürmische Nacht und die Fahrt über das Wasser nicht gefahrlos. Die Wellen drohten das Boot jeden Augenblick umzustürzen. Nach langer Fahrt erreichten wir das jenseitige Ufer und dann gingen wir noch einige Stunden landeinwärts. Im Osten dämmerte bereits das Frühroth herauf, als mein Begleiter vor einem einstöckigen Hause stehen blieb und an die Thür klopfte. Ein Mann mit einem rothen Barte —

Hier schien die Erinnerung die Kranke vollständig zu überwältigen. Schauernd schloß sie die Augen und sank in die Kissen zurück, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Doch nur eine Minute lag sie so da, dann richtete sie sich entschlaffen wieder auf, — sie hatte keine Zeit mehr zum Ruhen, — was lag auch an ihr und ihren Erinnerungen, die bald der Schleier einer ewigen Nacht bedecken würde?

„Ein Mann mit einem rothen Bart öffnete,“ fuhr sie dann hastig fort, als müsse sie das Versäumte nachholen. „Die erste Frage meines Begleiters lautete, ob meine Schwester noch lebe.“

„Sie ist noch am Leben,“ war die Antwort des Mannes.

Er deutete auf eine Thür. Mein Begleiter öffnete dieselbe und das Erste, was ich hörte, war das Weinen eines Kindes. Ich trat in das Gemach und einen Augenblick später kniete ich an dem Bette meiner Schwester.

Wie hatte die Aermste gelitten! In den feinen, bleichen Zügen lag so viel Jammer und Weh, daß sie mir nichts mehr hätten zu sagen brauchen, ich würde doch Alles errathen haben. Ein glühender Haß gegen den Urheber ihres Stodes bemächtigte sich meiner.

„Ich theile Ihnen nun mit,“ fuhr Frau Dörner fort, „wie Alles so gekommen ist, nicht wie ich es aus dem Munde meiner verstorbenen Schwester vernahm, es wäre ihr ja unmöglich gewesen, ein Wort der Anklage gegen den Mann, den sie so leidenschaftlich geliebt hatte, über ihre Lippen zu bringen, obwohl sie längst davon überzeugt sein mußte, daß er mit entsetzlichem Leichtsinne über ihr Leben verfügt hatte. Sie schwieg, — schwieg mit der Verzweiflung auf ihrem Herzen, und dieses Schweigen hat ihr das Herz gebrochen; sie ist daran zu Grunde gegangen. Ihr Kind vertraute sie mir an. Ich schwor ihr, es nie seinem Vater in die Hände zu geben. Eine halbe Stunde später kniete ich neben dem entseelten Körper meiner Schwester. Ich konnte nicht bei der Leiche bleiben, denn ich mußte zurück zu meinem Manne, er hätte sich sonst meinewegen geängstigt.“

Der Mann, welcher mir die Thür geöffnet und den der Abgesandte meiner Schwester mit „Jakob“ angeredet hatte, brachte mich und das Kind nach der Fährte. Er folgte, wie es mir schien, nur widerwillig der Aufforderung und war auch unterwegs sehr mürrisch, aber ich war viel zu sehr mit dem Kinde und meinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt, als daß ich darauf hätte Acht geben sollen. Nur einmal fragte er unterwegs:

„Wohin wollt Ihr mit dem Kinde?“

(Fortsetzung folgt.)